

Chengshang Liu (K1)

Zusammenleben

Es brach Ende Januar 2020 in meinem Heimatland aus. Das Land war überall abgeriegelt und jeder war in unvorstellbar starker Angst. Zu meinem Glück war ich zuvor von China abgereist und befand mich in einem Internat in Deutschland. Der Unterricht verlief normal; ich unternahm viel mit meinen Mitschülern sowie meinen Freunden und reiste durch das schöne Land. Alles lief wie immer, es war fern, gar unreal durch den Bildschirm, genauso wie die vermummten Ärzte, die Geisterstädte und die verlassenene Marktplätze.

Unbemerkt breitete es sich weiter aus, in Asien und schließlich auch auf der gesamten Welt. Deutschland war auch nicht davon verschont, die Infektionszahlen stiegen stetig, die Virologen schlugen Alarm, und der erste Lockdown kam. Es war da, unbekannt, gefährlich und rücksichtslos, dessen Schatten ich gerade noch im Radio hörte. Angst kam hoch.

Zum Glück befand sich mein Internat in einem winzigen Dorf, in dem am dünnsten besiedelten Bundesland. Die zuvor häufig verspottete Abgelegenheit wurde zum entscheidenden epidemiologischen Vorteil. Während alle anderen zuhause blieben, durfte ich gemeinsam mit ein paar ausländischen Schülern dortbleiben, da es keine andere Aufenthaltsmöglichkeit gab. Wir lebten im Paradies tief in der frühlingshaften Natur und abgeschieden von dem Durcheinander, das die Welt erfasste. Es war wieder so fern, seine Krallen aus Ausgangssperren, Masken und Tod waren für mich unerreichbar.

Anderthalb Monate später kamen die Mitschüler wieder, genauso wie die am Anfang noch vernachlässigte Maskenpflicht, das Abstandhalten und die strengen Hygieneregeln. Alles Bekannte war mir fremd geworden, auch meine Mitschüler, obwohl ich sie zuvor täglich auf dem Bildschirm sah, und der Unterricht, der immer mit plastikbehafteter Luft von der Maske begleitet war. Ich sehnte mich zurück nach China, wo die Situation eine 180-Grad-Kehrtwende nahm, momentan weltweit am wenigsten Fälle meldete und es kaum noch Einschränkungen gab. Sogar konkrete Reisepläne hatte ich vorbereitet.

Meine Ankunft glich der in einer Weltraumstation: Astronautenähnliche Mitarbeiter empfingen mich mit einem Regen aus Desinfektionsmittel und einem Corona-Test. Die früher noch so entfernten Szenen waren da.

Gleich nachdem ich es mir im Quarantänehotel bequem gemacht hatte, bekam ich einen Anruf. Eine fremde und strenge Stimme teilte mir mit, dass mein Test schwach positiv war und dass ich sofort ins Krankenhaus gebracht würde. Dort musste ich in einem kleinen, schmutzigen Zimmer bleiben. Nach dem ersten Schreck, verstärkt durch die vielen unbekanntenen Anrufe, folgte die Hoffnung, dass mein nächster Test nach zwei Tagen negativ ausfalle. Die Hygiene habe ich die ganze Reise durchgehend beachtet und sogar eine besonders gute Maske getragen – es ist doch unwahrscheinlich, dass ich, ein junger Mensch, das bekomme.

Gerade als ich meinen Koffer am Tag des Tests fertig gepackt hatte, verspürte ich plötzlich eine mich erfassende Kälte, die bald auch mit einer inneren glühenden Hitze verbunden war – ein Fieber war nicht zu leugnen. Schließlich, tief in der Nacht, ertönte zu meiner Verzweiflung das Todesurteil: Der Test war rein positiv und ich musste für mindestens anderthalb Monate in Quarantäne, was mehr als meine gesamten Sommerferien bedeutete.

Ich gehörte nun zu den Millionen und Abermillionen, die ich einst nur in Zahlen im Internet kannte und die nun jeder fürchtete, besonders hier in meiner Heimat. Ich fühlte mich fast wie ein Verbrecher, gefangen durch Angst der anderen, hinter Türen, Mauern, Zäunen und Wächtern, nur weil ich unabsichtlich mit ihm, dem Corona-Virus, zusammen war.

Tränen rollten aus meinen Augen. Zu zynisch, mit zu wenig Empathie hatte ich das bisher betrachtet, was ich nun am eigenen Leib erfuhr. Die mich besuchenden Ärzte interessierte das kaum.

Alleine im kahlen Zimmer, ohne Fenster nach außen, versuchte ich das Beisammensein zu verkraften. Das Fieber ließ nicht nach und auch die Angst nicht. Um besser damit umzugehen, recherchierte ich und bin auf einem Artikel über Corona-Spätfolgen gestoßen, die auch Geruchsverluste einschließen. Mein neuer Gefährte hatte genau meine Nase angegriffen. Begleitet von starkem trockenem Schmerz, konnte ich nicht mehr zwischen dem Duft des Essens und dem Gestank der Toilette unterscheiden. Nichts half dagegen.

Nachts wurde ich von rauem Husten im Zimmer nebenan geweckt. Er wurde immer heftiger, bis irgendwann ein Piepser ertönte, der mich an ein Atemgerät und all die schrecklichen Szenen erinnerte, die ich einst so entfernt geglaubt hatte. Obwohl ich den Patienten nicht sehen konnte, glaubte ich, seinen verzweifelten Kampf gegen Corona und seine innere Qual zu fühlen.

Ich war noch nie so in der Nähe einer sterbenden Person, dachte ich. Der Tod war mir noch nie so nah.

Und er kam näher. In langsamen, kleinen, fast unbemerkbaren Schritten erreicht es meine Lunge. Ich fühlte, wie sich meine Brust mit etwas Fremdem füllte und das Atem schwerer wurde. Um Öl ins Feuer zu gießen, lehnte der Arzt meine Fragen ab, was mir den Eindruck gab, dass ich todkrank war. Komplett angsterfüllt, vergaß ich nun mein Trauma von den aufgegebenen Plänen und den verdrossenen Ferien, ich vergaß das kleine, eklige Zimmer und alles, was mich in der Vergangenheit noch quälte – meine Gesundheit rückte in den Vordergrund, während ich in den unendlichen Abgrund des Todes blickte. Als letzte Hoffnung rief ich meine Mutter an, in dem fast verrückten Glauben, sie könnte mich irgendwie aus meiner Not befreien.

Zumindest aus meiner Angst konnte sie mich herausholen. Meine Mutter beruhigte mich, bevor sie dann auf wundersame Weise einen anderen, freundlicheren Arzt fand, der meine Lunge tomographisch untersuchte. Nach ein paar Tagen sagte er mir zu meiner Überraschung, dass meine Lunge komplett heil sei und ich nur noch auf ein negatives Testergebnis warten soll. Sogar der Patient nebenan hatte sich währenddessen zum Glück erholt.

Eine unglaubliche Erleichterung ergriff mich, ich schwebte fast wie eine Feder von dem dunklen Abgrund in den hellen Himmel. Als meine Seele wieder auf dem Boden der Realität landete, bekam ich wieder Kraft. Nun ist es Zeit, das Virus, meinen größten Feind, zu vertreiben, dachte ich. Es hatte bereits mehr als zu viel Schaden angerichtet. Mir fehlten die Worte, um sie zu beschreiben. Mein Herz kochte nun vor Wut, angetrieben durch die vage Hoffnung, bald ein negatives Testergebnis vorweisen zu können und hier rauszukommen.

Doch der Feind wohnte in mir. Ich konnte ihn nicht schlagen, verjagen oder zerstören. Ich musste mit mir selbst anfangen. Aber selbst da gab und gibt es heute auch noch kein wirksames Medikament. Wasser trinken, gesund ernähren und alle Vitamine von A-Z änderten nichts daran, dass mein erster Test 10 Tage nach der Infektion positiv war.

Seitdem wurde ich unruhiger und ungeduldiger. Jeden Tag erwartete ich den Abstrich und das Ergebnis, das meine Erlösung von diesem Kerker bedeuten kann – aber es kam nicht. Corona war immer noch bei mir, egal wie viel ich versuchte, mein Immunsystem zu stärken, und egal wie normal und fit ich mich fühlte. Meine ganze investierte Kraft war, glaubte ich, vergebens. Nach ein paar Tagen kam ich zu der Einsicht, dass ich das Zusammensein mit Corona sowie die natürliche Länge des Heilens akzeptieren musste. Ich konnte zum ersten Mal selbst zur Ruhe kommen. Unerwarteterweise wurde der Test später, 17 Tage nach der Infektion, negativ. Corona hatte schleichend von mir Abschied genommen und ich hatte es gar nicht bemerkt.

Nach 28 Tagen medizinischer Beobachtung sowie Quarantäne, was ich letztendlich klaglos hinnahm, konnte ich nach Hause zurückkehren. Die Freiheit war aber getrübt. Meine Nachbarn distanzieren sich von mir und beäugten mich komisch. Das Reisen, wovon ich früher noch träumte, war fast gar nicht möglich, denn ich durfte nicht mal meine Heimatstadt verlassen.

Aber ich bin nicht mehr enttäuscht, ich empfinde diese Zeit nicht mehr als schmerzhaftes Erlebnis, das ich unbedingt aus meinem Gehirn streichen sollte. Ich lernte, Corona und seinen Folgen einen Platz in meinem Leben einzuräumen.

Wissenschaftliche Studien belegen, je länger die Heilung dauert, desto stärker ist meistens auch die Immunität. Die 17 Tage haben sich also gelohnt, auch wegen der späteren Befreiung von Beschränkungen für Genesene. Vor allem aber habe ich keine Angst mehr davor, nicht wegen Unwissenheit und Verleugnung, sondern aus tatkräftiger Erfahrung. Ich kann jetzt mit Corona, aber auch mit anderen Schwierigkeiten auf vernünftige Weise umgehen.

Die menschlichen Fähigkeiten haben ihre Grenzen. Wie andere Naturphänomene kann man Corona nicht komplett bezwingen oder gar vernichten, sich seiner Gnade ausliefern sollte man aber auch nicht. Der Ausweg ist immer die Mitte, das richtige Maß zwischen beidem: Man akzeptiert Corona, aber mit Abstand, indem man versucht, es so gut wie möglich zu kontrollieren. Und das erreicht man nur, wenn man Corona rational und ruhig betrachtet und behandelt.

Zurück in Deutschland dachte ich immer noch häufig über dieses Erlebnis nach. Mittlerweile haben viele bereits das Gleiche durchgemacht wie ich und die allgemeine Ungewissheit und Furcht schwindet, unter anderem durch die Entwicklung der Impfstoffe. Immer mehr Branchen nehmen den normalen Betrieb wieder auf; das normale Leben kehrt überall langsam zurück.

Kurz bevor ich meine Geschichte verschriftlichen wollte, stand ich draußen in der Nähe meines Internats. Ich trotzte dem Regen und den wilden Böen und blickte hinaus zum Horizont, wo der Himmel sich aufheiterte. Alles, was mich nicht tötet, macht mich stärker. Die Menschheit hat schon viele Krisen erlebt, aber erst dadurch hat sie sich weiterentwickeln können. Und so ist es auch mit Corona.